Religiöse und wissenschaftliche Weltansicht : (5.Teil)

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **10 (1927)**

Heft 18

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-407445

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

setzes die Verkuppelung von Staat und Kirche gelöst werden möchte. Sein Antrag bezwecke einzig und allein, diese Reform endlich zum Durchbruche zu bringen »und nicht ein morsches, dem Zerfall anheimfallendes Gebäude mit Aufwendung vermehrter Finanzmittel unnützerweise zu reparieren«. (Protokoll des Kantonsrates.) Die finanzielle Regelung der Trennung von Staat und Kirche werde allerdings kein ganz leichtes Problem sein, das sich aber noch immer verwickelter und schwieriger gestalten müsse, denn es unterliege keinem Zweifel, dass die Loskaufssumme von Jahr zu Jahr sich steigern werde. Wenn das Zürcher Volk der Trennung zustimme, werde es den Staat von den Verpflichtungen entbinden, die aus den alten Kirchenpatronatsrechten abgeleitet werden wollen. Der Antrag beabsichtige durchaus nicht, den Geistlichen die Besoldungsaufbesserungen vorzuenthalten, diese Aufbesserungen sollen jedoch nicht vom Staate, sondern von den religiösen Gemeinschaften, welche die Dienste der Pfarrer in Anspruch nehmen, getragen werden — was, unseres Erachtens, eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein sollte!

Dieser Antrag wurde in weiten Kreisen des Kantonsrates ziemlich unangenehm, als »inopportun« empfunden. Traber wurde wenigstens in seinen Begründungen mehrfach vom Vorsitzenden mit dem Hinweis unterbrochen, dass die Behandlung einzelner Abschnitte über die Organisation der Landeskirche zur Sprache stehe und die Frage der Trennung von Staat und Kirche eigens in Form einer Motion einzureichen sei. Auch sonst fand Traber nirgends Unterstützung. Wohl war z. B. auch Professor Vetter (Zürich) der Ansicht, es liege eine grosse Ungerechtigkeit darin, dass ein grosser Teil der Bevölkerung an die Kosten einer Kirche beitragen solle, an der er keinen Anteil nimmt, aber trotzdem ist er gegen eine Trennung von Staat und Kirche. Die Folgen dieser Trennung seien nirgends so deutlich, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo sie zu einer ganz wesentlichen Vergrösserung des Einflusses der Kirche gegenüber dem des Staates geführt habe. Wer in Nordamerika zu einer höheren Staatsstelle gelangen wolle, müsse sich irgend einer religiösen Gemeinschaft anschliessen. Die katholische Kirche und gewisse Sekten üben dort einen Einfluss auf die Staatsgeschäfte aus, von dem wir in Europa keine Ahnung haben. »Im Interesse des Staates müssen wir wünschen, dass auch in Zukunft die Kirche unter dem Staate stehe.« *)

*) Ohne hier schon näher auf die einzelnen Gründe, die gegen die Trennung zu Felde geführt werden, eingehen zu wollen, muss festgestellt werden, dass der Einwurf von Prof. Vetter und sein Hinweis auf Amerika wenig stichhaltig sind. Wenn in Amerika jeder, der in ein höheres Amt aufsteigen will, einer konfessionellen Gemeinschaft beitreten muss, so muss dafür bei uns jeder, der in ein wichtigeres öffentliches Amt gelangen möchte, einer politischen Partei angehören — von ihr wird er portiert, gefördert und gewählt, obwohl es noch lange nicht gesagt ist, dass er — mag er ein noch so trefflicher Parteibonze sein — nun auch für die Allgemeinheit, für das Gesamtwohl des Volkes der geeignete Mann ist. Partei- und Allgemeinheits-Interesse gehen noch ziemlich weit auseinander! — Wenn nun Professor Vetter sagt: »im Interesse des Staates müssen wir wünschen, dass auch in Zukunft die Kirche unter dem Staate steht«, so pflichten wir Freidenker ihm voll und ganz bei — aber, inwiefern sollte dies nach der Trennung nicht mehr möglich sein? Es ist Sache des Staates, den Einfluss einzelner kirchlicher Kreise nicht zu gross werden zu lassen — gerade die einseitige Bevorzugung einzelner konfessioneller Organisationen aber bietet diesen Mittel und Wege genug, sich ins staatliche und öffentliche Leben einzumischen — während anderseits die Trennung namentlich dadurch, dass sie allen konfessionellen Gemeinschaften wohl gleiche Rechte einräumt, aber sie auch zu gleichen Pflichten dem Staate gegenüber anhält — (und dazu gehört in erster Linie die Unterordnung unter die staatlichen Gesetze, Erlasse und Vorschriften) — sie also auf ein einheitliches Verhältnis in ihren Beziehungen zum Staate zurückführt, auf ein Verhältnis, wie es andere private Vereine und Gesellschaften ebenfalls einnehmen: das Verhältnis juristischer Persönlichkeiten. Wieso sollte dadurch ihr Einfluss plötzlich grösser werden? Warum fürchtet man denn z. B. nicht, dass irgend ein industrieller oder kaufmännischer Zweckverband Einfluss auf die Politik, auf das staatliche und bürgerliche Leben auszuüben sich anmasst? — und doch ist diese Gefahr zum mindesten ebenso gross, wenn nicht noch grösser, denn letzten Endes sind in der Politik doch immer die wirtschaftlichen Fragen ausschlag- und richtunggebend gewesen. Ich habe wenigstens noch nie das Gefühl gehabt, dass man sich darin stark von sog. religiösen oder ethischen oder sittlichen Beweggründen habe leiten lassen — nicht einmal in Amerika, wo Religion und Kirche einen gar so grossen Einfluss auf die Staatsgeschäfte ausüben sollen! — Oder ist etwa die sprichwörtlich gewordene skrupellose »Business-Politik« das Ergebnis dieses Einflusses? —

Sogar persönliche Animosität und Gehässigkeit den Geistlichen gegenüber wurden Traber vorgeworfen. So z. B. von Ribi-Zürich, der — obwohl auf dem Grundsatz der Trennung von Staat und Kirche zu stehen vorgab — es bedauerte, »dass sich ein Mitglied der zürcherischen Lehrerschaft dazu hergibt, eine derart gehässige Stellung gegenüber den Geistlichen zu dokumentieren«, nachdem ihr — der Lehrerschaft — soeben höhere Besoldungen zugebilligt worden seien. — Statthalter Weidmann-Affoltern beantragte ebenfalls Ablehnung der Motion Traber. Solange die Pfarrer Staatsangestellte seien, habe der Staat auch für sie zu sorgen — dass die Motion Traber gerade dieses Staatsangestelltenverhältnis der Pfarrer in ein Privatangestelltenverhältnis umzuwandeln sich bestrebte, vermochte Weidmann nicht zu erkennen, und deshalb wohl verstieg er sich zu einer, echt christliche Nächstenliebe und Duldsamkeit bekundenden persönlichen Invektive, indem er die Motion Traber »das Produkt eines unreifen Geistes« nannte.

So ist es denn keineswegs verwunderlich, dass dieser Antrag vor dem Kantonsrate keine Gnade fand und mit 16 gegen 125 Stimmen in der Minderheit blieb.

Die Begründung, mit der diese Ablehnung von gewisser Seite begleitet wurde, nämlich, es sei inopportun, die Besoldungsfrage mit der Trennungsfrage zu verbinden, trägt einen gar zu fadenscheinigen Charakter, so dass man auch hier wiederum beinahe den Eindruck erhalten könnte, die Zurückweisung des Antrages Traber geschehe nur deswegen, um ein näheres Eintreten auf die Trennungsfrage und erst recht deren öffentliche Erörterung zu vermeiden. Dieser Eindruck wird noch verstärkt angesichts der Tatsache, dass die ganze Presse, die sonst sicherlich oft genug dazu bereit ist, auch weniger wichtige und weniger tiefgreifende Dinge ausführlich zu behandeln, ausser kurzen Mitteilungen über die kantonsrätlichen Verhandlungen ein einheitliches Stillschweigen bekundete. Es ist dies vielleicht dadurch zu erklären, dass man — so kurze Zeit nach dem Generalstreik — sich allerseits ängstlich davor hütete, durch derartige Fragen die Gemüter von neuem zu erregen, besonders, da man mit deren Verteidigung in den damaligen Zeitläufen nur allzu leicht in den Ruf eines »Revolutionärs«, eines Staatsfeindes geraten wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Religiöse und wissenschaftliche Weltansicht.

(Fortsetzung.)

Darauf ergreift Superintendent Dr. Neuberg wiederum das Wort.

Werte Anwesende! Der Herr Prof. Hartwig hat das Thema, das wir verabredet hatten, nicht eingehalten. Ich ging von der vielleicht irrtümlichen Ansicht aus, dass die Grundlage Ihrer Einstellung die Naturwissenschaft sei. Aber mein Vorredner hat uns dargelegt, dass das veraltet ist und dass jetzt die Freidenkerbewegung gesellschaftswissenschaftlich eingestellt ist. Das Soziologische ist nicht meine Sache, das gebe ich zu. Ich halte es auch gar nicht für meines Amtes. Ich habe versucht, nachzuweisen, dass die Kirche keine politische Organisation ist. Der Vorwurf des Gegenteiles tut mir weh. Denken Sie nicht, dass ich eine Ausnahme unter den Theologen bin. Wenn ich an meine tapferen Kollegen denke, unter denen und mit denen ich zu arbeiten habe, so ist es mir, als könnte ich manchen dieser Kollegen nicht einmal das Wasser reichen. Ich habe versucht, ein Bild von der Kirche zu zeichnen, wie sie wirklich ist, während man sie vielfach als einen schwarzen Popanz hinstellt. Richtig ist es, was mein Vorredner gesagt hat, dass es zu wenig Christentum in der Welt gibt. Das sage ich mit tiefem Schmerz und ohne Spott. Selbstverständlich wünschen wir, dass es viel mehr Christen gäbe. Herr Professor Hartwig ist in der Religionsgeschichte nicht richtig orientiert. Der Gang der Entwicklung auf diesem interessanten Gebiete war ganz anders. Ich habe aber keine Zeit und kein Material zur Hand, um das auszuführen. Die Entstehung des Eingottglaubens soll mit der gesellschaftlichen Entwicklung zusammenhängen? Aber es gab doch auch Despotien ohne Eingottglauben. Was die Politik betrifft, so habe ich von allem Anfang an erklärt, dass ich mich nicht darauf verstehe. Ich bitte daher, an meiner Stelle meinem Kollegen, Herrn Pfarrer

Kruspe, das Wort zu gestatten, der auf diesem Gebiete besser zuhause ist, als ich.

Pfarrer Kruspe:

Werte Anwesende! Die Frage, die Prof. Hartwig gestellt hat, ist die, ob die Religion sich vertrage mit dem Weltbild, das die moderne Soziologie und Psychologie entwirft. Er meint, die Wissenschaft habe ergeben, dass die Religion aus bestimmten sozialen Verhältnissen heraus gewachsen ist und dass sie einer bestimmten seelischen Einstellung der Menschen entspricht. Ich glaube, dass die Religion auch dieser neuen Betrachtungsweise standhält. Die moderne Theologie versucht seit Jahrzehnten nichts anderes, als den Wurzeln des religiösen Baumes nachzugraben, der in der Menschheitsgeschichte erwachsen ist. Jede geistige Bewegung hat ihre Geschichte. Und wenn wir sie wissenschaftlich betrachten, so wird damit über ihren Wahrheitsgehalt noch nichts ausgesagt. Denn als eine Tatsache besteht sie, ob sie nun aus den Zeitverhältnissen heraus betrachtet wird oder nicht, ob die wissenschaftliche Analyse ihr Werden und Wachsen in den einzelnen Menschheitsepochen nachweisen kann oder nicht. Ob die Religion Wahrheit ist in dem Sinne, wie der religiöse Mensch sie empfindet, ob ihr Wirklichkeitswert zukommt, darüber kann letzten Endes nur der religiöse Mensch selbst entscheiden.

Wenn wir nun den religiösen Menschen betrachten, mit seinen religiösen Erfahrungen, die von den Grossen der Religionsgeschichte uns überliefert wurden, so verspüren wir, dass er in seinem Innersten übermannt ist von einem Ueberweltlichen. Er vernimmt etwas von einem Weltgeiste. Wenn viele Menschen solche Erlebnisse nicht haben, so beweist dies ebensowenig ihre Nichtexistenz, wie der Mangel an Kunstempfinden etwa beweisen würde, dass es überhaupt keine Kunst gibt. Wenn ein religiöser Mensch sein Glaubensbekenntnis ablegt, so verspüren wir, dass er irgendwie aus dem Weltall berührt worden ist von einem Geist. Das ist eine andere Berührung als jene, die im Gebiete des Intellektuellen liegt. Auch hinter dem religiösen Eindruck steht immer ein Wille, und daher ist die Frage, die heute behandelt wird, eine Angelegenheit der praktischen Wissenschaft.

Die proletarische Bewegung ist auf das Praktische eingestellt, weil sie geboren ist aus der Not der Zeit. Aber hat nicht die Religion auch den Antrieb gegeben zum Wirken? Wissen wir doch, dass gerade die religiösen Menschen soziale Wirksamkeit entfaltet haben. Die Propheten haben soziale Gedanken verkündet. Der Jesusgedanke war zuerst kein Gedanke für das Jenseits; er hat eine Umwandlung der Welt angestrebt von innen und von oben her: Ein Gedanke, viel revolutionärer als aller Sozialismus. Sombart hat darauf hingewiesen, dass die Demokratie aus dem Kalvinistischen Gedanken herausgewachsen ist. Sozialismus und Christentum brauchen keine Gegensätze zu sein. Wenn die Religion eine Kraft ist, die den Menschen bewegt zur Tat, die ein Reich schaffen will, in dem das Menschentum, die Menschenseele befreit wird von dem, was sie knechtet, so ist sie eine Bundesgenossin des Sozialismus.

Wir müssen unterscheiden zwischen Religion und Kirche. Es ist wahr, dass die Kirche, die kein göttliches, sondern ein menschliches Gebilde ist, mit Klasseninteressen verbunden ist. Die Kirche ist aber ein Baum, der wächst wie alles Lebendige. Das Neue wächst und das Alte stösst sich ab. Haben Sie gehört von den religiösen Sozialisten unserer Tage, die eine Verbindung von Religion und Sozialismus anstreben? Von beiden Seiten kommt der Ruf: Religion und Sozialismus gehören zusammen. Sie kennen vielleicht den Züricher sozialistischen Pfarrer Kutter, der gezeigt hat, dass hinter der Sozialdemokratie ein Muss steht. Darin erkenne er die Stimme Gottes. Es gibt also auch Sozialdemokraten, die am kirchlichen Leben mitarbeiten, weil sie überzeugt sind, dass eine Partei, die nur in Technik und Taktik sich verliert, allmählich versandet und verflacht. Christentum und Sozialismus müssen sich verbinden: Das Christentum braucht, damit es sich nicht verflüchtigt, einen Leib, durch den es wirkt, und das ist der Sozialismus; der Sozialismus aber braucht, damit er nicht in Aeusserlichkeiten aufgeht, wieder eine Seele, und das ist das Christentum.

Prof. Hartwig:

Genossen und Genossinnen! Wenn ich noch einmal das Wort ergreife, so geschieht es nicht, um Recht zu behalten. Vielmehr will ich mich bemühen, nochmals in aller Schärfe die Gegensätze aufzuweisen, die zwischen den zwei Welten der religiösen und der sozialistischen Einstellung bestehen. Dann möget Ihr selbst entscheiden, zu welcher Ansicht Ihr Euch bekennt.

Zunächst eine Richtigstellung. Ich habe mit meinen Ausführungen das ursprünglich gestellte Thema nicht etwa verlassen, sondern ich habe nur betont, dass es neben der Naturwissenschaft eine Gesellschaftswissenschaft gibt. Ich habe diesen Teil des Themas besonders hervorgehoben, weil das Referat eben die Soziologie unberücksichtigt gelassen hat. Wenn Herr Superintendent gemeint hat, dass die Freidenkerbewegung von der naturwissenschaftlichen Religionskritik ausgeht, so war dies insoferne gerechtfertigt, weil die proletarische Freidenkerbewegung natürlich noch an die Traditionen der bürgerlichen Freidenkerbewegung anknüpft. Wir können nicht von heute auf morgen die Menschen gedanklich umstellen. Wir wissen, wie wenig marxistisch die meisten Sozialisten heute noch eingestellt sind, wie sehr die kleinbürgerliche Ideologie im Proletariate noch überwiegt und aus diesem Grunde müssen wir vielfach noch immer mit Argumenten arbeiten, die einer längst vergangenen Epoche entstammen. Mitten im zwanzigsten Jahrhundert gibt es eben noch viele Menschen, die seelisch noch im Mittelalter, ja sogar noch in der Steinzeit leben. (Heiterkeit.) Wir wären ja gar keine Marxisten, wenn wir alle Menschen als Produkt der heutigen Zeit allein betrachten würden. Wir wissen, wieviele Rückständigkeiten aus der Vergangenheit noch zu beseitigen sind. Das ist ja gerade der Sinn unserer

Feuilleton.

Kleinigkeiten.

Nicht in jedem Falle, aber sehr häufig darf man den scheinbar widerspruchsvollen Satz wagen: Kleinigkeiten sind keine Kleinigkeiten. Wer hätte nicht schon erfahren, dass im Menschenleben die sogenannten Kleinigkeiten eine sehr grosse, oft die ausschlaggebende Rolle in der Schicksalsbildung spielen, dass sie mehr bauen oder mehr zerstören, je nach ihrer Art, als grosse Ereignisse.

Die allerwenigsten Menschen kommen zu einer auffälligen grossen Tat, sagen wir: zu einer Lebensrettung. Aber jeder kann durch einen kleinen Dienst, ein gutes Wort einen andern Menschen von einem schweren Alp befreien, der als Beklemmung, Schuldgefühl, Trauer, Enttäuschung, Angst auf ihm lastete.

Er kann aber auch durch Unterdrückung des guten Wortes, durch ein Achselzucken, einen kalten Blick, ein rasches Urteil die Pfeiler, die eines Menschen Selbstvertrauen, Hoffen und Glück trugen, zum Einsturz bringen.

An kleinen Unterschieden im Empfinden, an kleinen Unterlassungen, an Nadelstichen gehen Freundschaft und Ehe zugrunde; mit einem einzigen unbedachten Wort verscherzt man das Zutrauen des Kindes.

»Gottlob! so empfindlich bin ich nicht, dass ich wegen einer Kleinigkeit.....«, sagt da einer, der das Pensée im Knopfloch trägt, ein Freidenker.

Aber sag': Hast du auf dich selber aufgepasst, als du sagtest: »Gottlob!«? Du glaubst an keinen Gott; wie kannst du denn einen loben?

»Ach, das ist so eine alte Gewohnheit,« erwiderst du, »eine gedankenlos gebrauchte Formel, die nichts auf sich hat.«

Daraut ist zu entgegnen: »Du nennst dich Freidenker? Ein Denker weiss, was er sagt, und er sagt nicht mehr und nichts anders, als was mit seinem Denken übereinstimmt. Gedankenlos zu sprechen stünde ihm schlecht an. — Du selber machst gedanklich einen dicken Strich zwischen dir als einem logischen Denker und den Gläubigen. Aber wenn du den Gott lobst, an den die Gläubigen glauben, so erweckst du in ihnen den Eindruck, dass du dich auch im Banne ihrer Gottesvorstellung befindest.

Und was die alte Gewohnheit anbelangt, so meine ich, ein Freidenker sollte wissen, dass eben die Gewohnheit der Fluch der Menschheit ist, der sie trotz besserer Einsicht von alten Uebeln nicht loskommen lässt, dass die Kirche ihr verspätet Dasein weniger dem Glauben als der Gewohnheit verdankt. Die Leute laufen nicht aus dem Bedürfnis, eine Predigt zu hören, in die Kirche, sondern aus Gewohnheit, und die Gewohnheitsvorstellung, man müsse der Kirche angehören, hindert Tausende am Austritt, obwohl sie geistig mit ihr nichts mehr zu tun haben.

Am Freidenker ist es in erster Linie, sich von Gewohnheiten loszuringen. Wenn er, der die Erkenntnis hat, es nicht tut, von wem sollte man es denn verlangen können? Er soll ein Ueberwinder nicht nur in Gedanken, sondern auch im Wort und in der Tat sein.

Aber mein lieber Freund Soundso, weisst du noch, welch ein befreiendes »Gott sei Dank!« deinem Mund entfloh, als du eine gewisse Würde und Bürde abgeschüttelt hattest?

»Gott Lob und Dank!« stosseufzte ein anderer bei ähnlicher Gelegenheit.

Freidenkerarbeit innerhalb der grossen Bewegung des Sozialismus. Wir haben einen Klassengegner dort zu überwinden, wo man ihn am wenigsten erwarten sollte, nämlich in der Seele des Proletariates selbst. (Zustimmung.) Dort sitzt die Reaktion. Die ganze rückständige Autoritätsgläubigkeit des Proletariates, die Hochachtung vor der bürgerlichen Ideologie muss überwunden werden. Nicht nur die Religion, auch der Sozialismus ist etwas Gewordenes. Und in uns muss der Sozialismus werden, damit er um uns verwirklicht werden kann. Das ist unsere eigentliche Kulturaufgabe, jene Menschen heranzubilden, die die klassenlose Gesellschaft begründen helfen. Massenorganisation und Massenschulung, das ist unser Kulturproblem.

Es wurde hier gesagt: »Der Gläubige trägt die Wahrheit in sich.« In diesem Sinne kann man gegen die Religion sicherlich nicht polemisieren. Wenn ein krankhaft veranlagter Mensch z. B. eine Vision hat, so können wir ihn nicht davon überzeugen, dass es sich nicht um ein wirkliches Erlebnis handelt. Aber ein Selbsterlebnis reicht natürlich für eine wissenschaftliche Begründung nicht aus. Wenn ein Wissenschaftler z. B. behaupten würde, dass es elektrische Wellen gibt, die eine Gedankenübertragung bewirken, so ist das kein wissenschaftliches Argument, sondern er muss ein Experiment vorführen können, um seine persönliche Ueberzeugung objektiv zu beweisen.

Mein Vorredner hat sich sehr dagegen verwahrt, dass die Kirche politisch eingestellt sei. Ich muss trotzdem bei meiner Behauptung bleiben. Beide Redner sind zweifellos ehrenwerte Menschen, die von dem überzeugt sind, was sie sagen. Diesen Eindruck haben wir wohl alle gewonnen. Und das ist ja das Traurige, dass eine so schlechte Sache wie die Kirche noch immer so gute Anwälte findet. Es ist bekannt, dass die Missionstätigkeit der Kirche vom Kapitalismus unterstützt wird. Die Mission ist eben nichts anderes als der Schrittmacher des Kapitalismus. Zuerst kommt der Missionär, dann der Ausbeuter. Wer wollte behaupten, dass diese Missionäre auch nur eine Ahnung davon haben, wozu sie missbraucht werden. Diese Missionäre mögen davon überzeugt sein, dass sie dem Kulturfortschritt dienen. Das hindert uns aber nicht, dass wir den Zusammenhang klar erkennen. Diese Missionäre würden nicht die materiellen Mittel zur Verfügung gestellt erhalten, wenn sie nicht im Dienste der Politik der herrschenden Klasse stünden. Und wenn heute von einer Krise in der Mission gesprochen wird, so hat dies seinen Grund darin, dass die sogenannten Heiden den Zusammenhang von imperialistischer Kolonialpolitik und Missionstätigkeit zu erkennen beginnen. So ist auch die antikirchliche Bewegung in China zu erklären. Die Chinesen sind eben früher darauf gekommen, was die Mission bedeutet, als die europäischen Chinesen. (Heiterkeit.)

(Fortsetzung folgt.)

Nach der IV. Internat. Konferenz für „Erneuerung der Erziehung".

Von Prof. Hermann Sternbach.

Es hatte seinen Grund, dass die »Liga für Erneuerung der Erziehung« (»New Education Fellowship«) ihre diesjährigen Beratungen (3.—16. August) in Locarno abzuhalten beschloss. Wenn auch Locarno bei Weitem noch keine Wirklichkeit ist, ist es doch zur blauen Blume der heutigen Menschheit, zum Symbol des Friedens und der Menschennähe geworden. Und so lange wird das politische Locarno nur noch Symbol bleiben, so lange ein wahrhaftes Locarno der Herzen und Geister geschaffen ist. Dieses Locarno steht aus. Es heraufzubeschwören hat sich die erwähnte Liga zur Aufgabe gemacht. Ueber die Wunde der Friedlosigkeit, die die Seele der heutigen Menschheit zerfranst und zerwühlt, belieben die Politiker und Diplomaten mit einem Achselzucken hinwegzugehen, vergnügt darob, dass Kohle und Eisen handelseinig geworden, und um anderes nicht sorgend. Die Seele, das Ethos der Menschheit, ist nicht ihre Sache. Menschliche Sehnsüchte nach Menschtum und Brudertum sind ihnen keine besonderen Werte. Sie geben uns Kleie und wollen uns glauben machen, es sei Mehl. Aus dem Backofen des politischen Locarno wird das Friedensbrot nicht gehoben werden. Erst wenn der Friede in aller einzelner Herz und Geist eingezogen sein wird, werden wir das Friedensbrot haben und es friedlich miteinander teilen können.

Die »Internationale Konferenz für Erneuerung der Erziehung« will die Herzen und Geister für den Friedenseinzug öffnen und bereit halten. Sie will eine neue Mentalität schaffen, die Hassen und Morden unmöglich macht. Die Schmiede hiefür sei die neue Schule. Sie soll Krieg dem Kriege lehren. Die Schule von gestern und zum grossen Teil auch noch die von heute gab uns ebenfalls Kleie für Mehl. Scheinbar apolitisch, stand sie doch — ohne vielleicht dass sie es merkte — im Dienst jener Meinungs- und Stimmungsmacher, die unsere Seele mit »Idealen« vergifteten und uns »Tugenden« beizubringen bemüht waren, ob denen wir heute, da wir diese »Tugenden« sich ausleben gesehen, schamrot werden. Gleich jenen Federfuchsern, die, ein Werkzeug der Diplomaten, den Krieg machen, stimmte gelegentlich auch die Schule Hymnen auf den Krieg an, pries ihn jeweilen als heilige, segenbringende, aufrichtende Notwendigkeit (wie gar aufrecht und tief im Segen wir heute stehen!) und lehrte Feindschaft und Hass. Die Mitschuld der Schule am Krieg ist nicht wegzuleugnen. Sie hat Generationen zu dieser Einstellung erzogen und herangebildet. Die neue Schule muss mit diesem Götzen aufräumen und den Menschen dem Menschlichen zuführen. Sie muss das Fundament für den Friedensbau und die Umstände für den Frieden schaffen. Sie muss der Menschheit Sehnsucht nach Frieden und Freiheit, nach Brüderlichkeit und Gerechtigkeit erfüllen helfen. Sie muss Herzen bilden (sie vermag es), die menschlich fühlen und Geister formen, die, froh und frei denkend,

---

Und als beim Dritten der Braten etwas unter Feinschmeckerwunsch auf den Tisch kam, wurden gleich der Himmel, der Herrgott und das ganze Universum in sakramentale Aufregung gesetzt.

Ja, es ist schwer, loszukommen. Wie sollten z. B. Frauen erstaunt sein oder erschrecken können ohne »Jesses!« oder »Herrjesses!« oder «Jessesgottempfatter!«. Und doch müssen wir von einer freigeistigen Mutter verlangen können, dass sie es fertig bringt, das Kind ihre Liebe und Besorgtheit fühlen zu lassen, ohne dass sie zu ihm sagt: »Gang jetzt i Gottsname!«

Wenn man aber so kleinlich ist, auf solche Kleinigkeiten zu achten, stösst man auf Schritt und Tritt auf Verlegenheiten. »Grüssgott!« sagt man zu einem lieben Freunde und hat sich damit schon wieder vergangen.

Was ist da zu machen? — »Grüssgott« liesse sich schliesslich noch ziemlich leicht vermeiden. Aber »Adieu«? Wie soll man ohne »adieu« auskommen, das doch so viel heisst wie »Mit Gott«?

Eine österreichische freigeistige Zeitschrift meinte dazu: »Da ist a d e weit mehr am Platze; es ist deutsch und gottfrei.«

Allein der Mann, der dies geschrieben hat, ist im Irrtum. »Ade« ist genau dasselbe wie »adieu«. Es ist die aus dem Mittelhochdeutschen stammende, durch das Volkslied erhaltene Form für »adieu« und beruht auf der altfranzösischen Form *a de*.

Folgerichtig sollte man »ade« so gut wie »adieu« und »grüssgott« vermeiden.

Und es ist auch gar nicht so schwer, wie es leichthin besehen scheint:

Wir haben unser »Guten Morgen«, »Guten Tag«, »Guten Abend« bei der Begegnung.

Es liegt nicht der geringste Grund vor, dieselben Formen nicht auch beim Auseinandergehen zu verwenden. Gebräuchlich ist es nicht, ausser beim »Gute Nacht«. Aber man könnte es in Gebrauch bringen, auf die Gefahr hin, gelegentlich sonderbar angesehen zu werden.

Warum sollen wir an Stelle alter Gewohnheiten, die mit unserm Denken in Widerspruch stehen, nicht neue, bessere Formen setzen? Wir müssen uns nur selber das Recht dazu geben, uns nicht mit der Rolle der Hintangesetzten begnügen.

Zudem ist es sinniger, einem Menschen beim Abschied, also wenn man ihn sich selbst überlässt, einen guten Morgen, einen guten Abend, einen guten Tag zu wünschen, als beim Zusammenkommen, womit man in den Stand gesetzt wird, selber etwas zu seinem Wohlbefinden beizutragen.

Freidenkerverbindungen im Ausland haben einen eigenen Gruss eingeführt; die einen sagen, sowohl beim Kommen wie beim Gehen: »F r e i h e i t !«, die andern »Z u m L i c h t !«

Ich kann mich für sie nicht erwärmen; sie erscheinen mir »gemacht«. Ausserdem haben sie den Nachteil, dass sie nur unter Gleichgesinnten gebraucht werden können. Unbestreitbar hätte es ein Erzkatholik am nötigsten, dass man ihm wünscht, er möchte zum Lichte kommen, oder ein orthodoxer Protestant, er möchte einen Hauch geistiger Freiheit verspüren. Aber ich fürchte, dass diese alltäglich gebrauchten Licht- und Freiheitswünsche allzubald abgeschliffene Münzen würden und nicht die geringste aufrüttelnde Kraft mehr hätten.

Wie der christliche G r u s s wird von Freidenkern in Deutschland und Oesterreich auch die Begehung des Namensfestes bekämpft.